

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet

Pleitner, Emil

Oldenburg [u.a.], [1898]

2. Sein Dichten.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6307

möglich, drückende Sorge und dauerndes Elend von sich fern zu halten. Sein Leben war eine Kette von Kummer und Entbehrungen. Krankheiten suchten ihn heim. Die meisten seiner sieben Kinder — er war seit dem 17. Februar 1724 verheiratet mit Metta Behrens — starben jung. Sorge und Entbehrung, im Verein mit dem Marschfieber, hatten früh seine Lebenskraft verzehrt. Als er die Anerkennung eines Brodes gefunden hatte, war er bereits so schwach, daß er auf das Gedicht des Hamburger Rats Herrn keinen poetischen Dank abstatten konnte, „angesehen er sich izt nicht im Stande fände, eine einzige Strophe Verse aufzusetzen, wenn er auch 1000 Rthlr. dafür zu erhalten wüßte“. Seine Hoffnung, „daß diese Fähigkeit sich mit den zunehmenden Leibeskräften allmählich wieder einstellen werde“, erfüllte sich nicht. Am 19. Juli 1737 starb Hinrich Janßen, noch nicht einmal 41 Jahre alt. Er liegt auf dem Kirchhofe zu Eckwarden begraben. Sein Grab ist nicht mehr aufzufinden.

2. Sein Dichten.

Die vorstehende Skizze seines Lebens kann man an der Hand seiner Gedichte leicht vervollständigen. Sie läßt sich sogar zu einem nicht uninteressanten Bilde der „dänischen Zeit“ in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erweitern. Was die Gedichte anbelangt, so muß zugestanden werden, daß manche von ihnen an jener Weitschweifigkeit leiden, die den Dichtungen jener Zeit eigen ist; ferner, daß der Dichter sich von der Phrasenfülle der berühmten Dichter, die man ihm als Muster anpries und in die Hände gab, nicht immer frei gehalten hat. So zählt das Gedicht „Das angenehme Hahn“ 24 Seiten, das auf den Geburtstag des Königs Christian VI. 14 Seiten, das auf den kunstreichsingenden Papagei 16 Seiten zc.

Auch dürften die allzu empfindlichen Ohren des heutigen Geschlechtes an einigen Verbheiten Anstoß nehmen. Im Großen und Ganzen aber erfreut uns überall die ungeschminzte Gefühlswahrheit. Auch in den Hochzeitsgedichten u. kommt immer der Dichter zum Durchbruch. Im Gegensatz zu den Hofpoeten jener Tage macht er uns gern zum Vertrauten seiner zahlreichen Leiden und seiner kargen Freuden. Dabei sind seine Schöpfungen so charakteristisch, daß man selbst da, wo er seinen Namen verschweigt, mit größter Bestimmtheit auf Zanßen als den Dichter schließen kann.

Bei zahlreichen Gelegenheiten bringt er dem dänischen Königshause seine Huldigungen dar. Er sieht in seinem Landesherrn nicht nur den Wohlthäter der Marschen, den Fürsten, der seine poetische Denkschrift so gnädig aufgenommen hat, sondern vor allem den Sproß aus altem oldenburger Hause, der seinen Stammbaum auf Wittkind zurückführen kann. Als Christian VI. im Jahre 1734 seine oldenburgischen Stammlande besucht, da wird unserem Zanßen die „ganz unschätzbare Gnade“ zu teil, bei der Tafel ein Gedicht überreichen zu dürfen „und sehr lieb und huldreich angesehen zu werden.“ Es fehlt ihm aber durchaus nicht an dem nötigen „Rückgrat.“

„Ich bin Dein Landsmann und nicht allein Dein Unterthan!“ ruft er ihm zu, und ein andermal sagt er:

„Du bist aus unserem Volk allein vom Purpurstande,
Ich bin aus unserem Volk allein ein Dorfpoet
Und zwar der einzigste aus unserm ganzen Lande,
Der in des Pleißathens gelehrter Zeitung steht.“

Auch an den Grafen Anton II. von Oldenburg, den Enkel der unglücklichen Elisabeth von Ungnad, sind mehrere Gedichte gerichtet. Zanßen dankt ihm für die Unterstützung, die er den schwerbetroffenen Marschbewohnern geliehen hat:

„Was Wunder, daß mein Herz, vor Lust, nicht schweigen kann,
Daß du mich großen Theils vom Bettelstab befreiet?“

Und, da mein Vaterland, Herr Graf! durch dich gedeihet,
 So stimmt die Pflicht mit Recht ein Lob- und Danklied an.
 Sie macht, daß ich damit, so gut ich kann, erscheine,
 Und heißts von vielen gleich: „Wo aber sind die Neune?“
 Ganz Varel fällt mir bei: Kniephausen schweiget nicht,
 Als wo von deiner Huld fast täglich neue Proben,
 Wo Jung und Alte stets den teuren Grafen loben,
 Und dessen Regiment, das Klugheit angericht,
 Die Großmut unterstützt, Gerechtigkeit beschirmt,
 Und reine Gottesfurcht bis an die Wolken türmet.“ —

Als sich die Tochter des Grafen, Charlotte Sophie, 1733
 mit dem kurz zuvor zum Reichsgrafen ernannten Wilhelm von
 Bentinck vermählt, fehlt Janßen nicht unter den Glückwünschenden:

„Hat je die Würdigkeit ein schönes Paar verbunden,
 Hat Vollenkommenheit ein edles Band gestrickt;
 So wird es ganz gewiß in Varel heut gefunden,
 Wo man ein großes Fest mit Hochzeitmaien schmückt.
 Hier werden zwei verknüpft, die an Vortrefflichkeiten
 Mit allem, was berühmt, um Rang und Vorzug streiten.“

Als dem Grafen im folgenden Jahre ein Enkel geboren
 wird, stellt sich der Dichter abermals ein, dem Grafen, „wel-
 cher purpurwürdig ist,“ pflichtgemäß zu gratulieren:

„Streu, Himmel! Heil und Segen aus,
 Auf Oldenburgs berühmtes Haus.“

Von dem Werte seiner Gaben ist er dabei völlig überzeugt,

„Dieweil es solche Gaben sein,
 Die auch vor Gold und Edelstein
 Den Großen dieser Welt und Göttern selbst gefallen.“

In der Grafschaft Oldenburg wirkte damals mancher Mann
 von Verdienst, dem der Boden in Kopenhagen zu heiß gewor-
 den war und der in dem abgelegenen Oldenburg einen neuen
 Wirkungskreis gefunden hatte. Der berühmte Admiral Sehe-
 stedt fügte hier seinen kriegerischen Lorbeeren noch den Ruhm

hinzu, dem Meere große Strecken fruchtbaren Landes entrißen zu haben ¹⁾.

Zanßen wird ihm ein begeisterter Lobredner. Er charakterisiert ihn mit den Worten:

„Der Nordsche Seeheld, Sehestedt,
Vor dem die See so oft erschüttert,
Als er sie oft mit Blut besät;
Vor dem der stolze Feind gezittert;
Vor dem so manche Stadt der See
Bei Dampf und Knall und Ach und Weh
Beschämt den Abgrund suchen müssen.“

Er übertreibt nicht, wenn er sagt:

„Was du, o Sehestedt! gethan,
Dies Lob steigt an die Sternenbahn
Und wird daselbst auch ewig blühen.“

Sein Verdienst wird durch die folgenden Strophen bezeichnet:

„Als uns der große Friederich
Der Wellen Wut entreißen wollte;
So fiel deselben Wahl auf dich.
Weil dein Verstand verrichten sollte,
Was sonst beinah unmöglich schien!
Dein großer Mut wagt es auch kühn,
Dem nie was Großes nicht gelungen.
Du überlegst's, und fängst es an,
Und hast, erfahrungsreicher Mann!
O Gott sei Lob und Dank! das schwere Werk gezwungen.“

Er schließt in treuherziger Weise:

„Und weil doch auch der schüde Neid
Nach großer Leute Unglück freit,
Mag der dein Podagra von jezo an ererben.“ —

Die „Poesie der Marsch“ war damals noch nicht entdeckt. Wenn man den Zustand dieser Landschaft in jener Zeit bedenkt,

¹⁾ Sehestedt starb zu Oldenburg im 72. Jahre seines Alters, am 13. September 1736.

so wird man dies begreiflich finden. Schwere Deich- und Siel-
lasten, unergründliche Wege, quälendes Marschfieber, gebrochener
Wohlstand, stete Angst vor neuen Sturmfluten, dies alles war
schwerlich geeignet, das Land in einer dichterischen Verklärung
erscheinen zu lassen. Wo unser Janßen die „Wasserwogen“
erwähnt, da setzt er sofort hinzu: „die dieses gute Land, wie-
wohl mit Schaudern, nennt.“ Das Selbstgefühl des Friesen
aber ist auch in ihm lebendig. Mit Stolz erwähnt er, daß
seine Heimat „ein wahrer Nest von jenen Chauzer-Friesen, die
einst das stolze Rom so schimpflich abgewiesen.“ Die nahe
Geest hat für das Auge des Marschbewohners eine Fülle land-
schaftlicher Reize. Er kennt Barel mit seinem gräßlichen Gar-
ten, sowie die Herrensitze auf der Geest. Die Stadt der Gra-
fen von Oldenburg ist ihm „ein Paradies,“ und das Gut
Hahn, das damals einem Herrn von Stöcken, dem dänischen
Landvogte im Butjadingerlande gehörte, ist ihm „der Inbegriff
von allen Lieblichkeiten.“ Voll Staunen sieht er im Schloß-
garten zu Barel einen Nelkenstock, der 7 bis 8 Fuß hoch ist,
und einem Brautpaare weiß er nichts Besseres zu wünschen, als:

„Es steig im Garten eurer Ehe
Das Wolgemut zu solcher Höhe,
Als Monsieur Müller Nelken zucht.“

(Müller war der gräßliche Garteninspektor.) Den Garten selbst
besingt er unter anderen in folgenden Versen:

„Bald streicht ein schnelles Reh vorbei,
Und sucht begraste Auen;
Bald läßt sich eine ganze Reih
Von stolzen Hirschen schauen;

— — — — —
Hier zeigt ein dicker Strauchbusch sich
Von dichtverwachsenen Sträuchen,
Wodurch die Tiere wunderbarlich
Mit krummen Gängen schleichen,
Daß er das Ansehn fast gewinnt,
Als ein verworrenes Labyrinth.“

Was seine Schilderung des Gutes Hahn anbelangt, so ist dieselbe so umfangreich und anschaulich, daß man ohne Mühe an der Hand der Dichtung das Leben auf einem Herrensitze jener Zeit darstellen könnte. Der Dichter führt uns durch das Gut und zeigt uns alles irgendwie Bemerkenswerte. Der Hahnsche Teich, die Büsche, die beiden Hahnschen Herden, der „durchschnittene“ Methener Busch, die Dörfer Lehmden und Beckhausen, der „dunkle und schattenreiche Gang,“ das Herrenhaus mit dem zierlichen Altan, den weißen Wänden und hohen Fenstern, das rote Stacket mit seinen weißen Knöpfen, der Blumengarten und der Obstgarten, das wirtschaftliche Leben im Stalle und auf dem Acker, alles wird uns bekannt. Sogar das gezähmte Reh zeigt er uns; ebenso den grünen Papagei, der „französisch, deutsch und welsch“ singen kann, und die beiden gezähmten Elstern, die in der Luft deutlich sprechen und mittags durch das offene Fenster ins Gemach fliegen, um aus der Hand des Gutsherrn das Mittagbrot in Empfang zu nehmen. Der kunstreich singende Papagei begeistert unsern Dichter zu einer längeren Ode, welche nach ihrem Bekanntwerden in die „Hamburger Nachrichten“ aufgenommen wurde. Sie gefiel dem dänischen Landvogte so wohl, daß er den Dichter mit einer silbernen Theekanne beschenkte; jedenfalls ein ganz annehmbares Honorar. Dieser sprachkundige Papagei muß allerdings ein bemerkenswertes Exemplar seiner Gattung gewesen sein. Er war von grüner Farbe, hatte auf dem Kopfe eine gelbe Platte und hörte auf den Namen Zoost. Seine Sprachgewandtheit verdankte er den Bemühungen der Frau von Stöcken, die das Bild ihres Lieblings sogar auf einer Seidenstickerei festhielt. Das Gedicht weist auch in sprachlicher Beziehung große Vorzüge auf, und so ganz Unrecht hat der Dichter nicht, wenn er ausruft:

„Durch Singen werden du und ich
 Uns über unsers gleichen schwingen.
 Ich kann durch dich, und du durch mich
 Bis in die späteste Nachwelt dringen.“

Brockes urtheilte in Hinsicht auf diese Ode, „daß die vernünftige Anlage und Einrichtung seiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemeyne Belesenheit, die liebliche Flüssigkeit seiner Verse ihn so sehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er diesem allen eine so galante und polierte Tour beigelegt hätte, daß er dem geschicktesten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.“

Zahlreich sind die Gedichte, in denen er uns zu Vertrauten seiner drückenden Lage macht. Er charakterisirt sich selbst durch die Verse:

„Doch Phöbus nennet mich den ihm entlaufenen Sohn,
Weil, da ich den Parnas kaum halb hinangekommen,
Ich umgekehrt und schnell den Pflug zur Hand genommen.“ —

Ein andermal klagt er:

„Es ist die arme Lebensart,
Worin mich die Geburt gesetzt,
Mit Sorg' und vieler Müh' gepaart,
Mit bitterm Elend durchgeäzt.

— — — — —
Auch ist mein kleines Bauerngut
Nach der betrübten Wasserflut
In Schulden ganz vertieft.“

u. s. w.

Die Sorge für Weib und Kind drückt ihn, „der doppelt schwere Not in Weib und Kindern leidet.“ Noch hofft er:

„So wird mich hoffentlich mein schon beliebtes Singen
Aus meiner Dürftigkeit, aus meinem Staube bringen.“

Er hört von einem englischen Bauernpoeten, Stephan Duck, der vom Könige von England eine Pension erhalten hat. Neue Hoffnung belebt ihn. Er wendet sich an seinen Landesherrn:

„Erwäge, großer Prinz! ist es nicht immer Schade,
Daß meine Armut mir das schöne Glück zerstört?
O, würde die mich nicht von dem Parnassus dringen;
Ich wollte mich durch dich bis an die Sterne fingen.

Gieb mir ein Stückchen Brod! ich bitte nur um wenig,
 Mich hat kein Uebermut als Bettler hergebracht.
 Ich suche nicht aus Stolz was mehr als Baur zu werden,
 Ich bleibe gerne schlecht, nur keine Last der Erden.
 Gedenke meiner doch, wenn ein Beamter stirbet,
 Ich habe Fähigkeit, die nötig ist dazu.
 Und wenn mein heißes Flehn die Huld von dir erwirbet,
 So blüht der Meinen Glück und meiner Musen Ruh."

Auch an den Kronprinzen Friedrich wendet er sich:

„Dabei laß einen Gnadenblick
 Auf unsern finstern Zustand schießen,
 Laß mein und meiner Kinder Glück
 Aus deinem holden Vorspruch spriesen.
 Bin zwar ein frommer Biedermann,
 Der Tugend, Gott und König ehret!
 Doch drückt mich bittere Dürftigkeit,
 Die mir, o großes Herzeleid!
 Die Kinder recht zu ziehn, recht schmerzenvoll verwehret."

Als der Graf Anton nach Kopenhagen reist (1736), da trägt Janßen auch ihm sein Anliegen vor:

„— — ach, Herr, gedenke mein!
 Ja, ja, ich zweifle nicht, du wirst an mich gedenken,
 Und deinen gnädigen und hohen Vorspruch schenken.
 Du kannst, o großer Graf! mein Ebedmelech sein.
 Du wirst auch, glaub ich fest, wofern ich leb' auf Erden,
 Dereinst mein Maclesfeld! und ich dein Duck noch werden." —

Aber seine Bitten haben keinen Erfolg. Der arme Bauernpoet findet weder Förderung noch Hilfe. Dennoch aber wird er nicht verbittert, und sein Wahlspruch bleibt: „Trau Gott und Christian!"

Auch seine Landsleute treten ihm vielfach feindlich gegenüber. Dραstisch erzählt er uns von einem Gespräche, das er im Traume erlauscht hat; da wird folgendermaßen über Treuhold, so nennt sich Janßen, geurteilt:

„Wat is Treuhold doch dat Rymen
 Un dat Leedermaken niitt?
 Bringt et doch myn Speck tom Wymen,
 Dat he all dat Black vergiitt.

— — — — —
 He schull man den Ploogsteert faten,
 As sien Daar un Grotvaar dee,
 Un denn 's Avens, mit den Laten
 Supen een Vaan Beer or twee.

— — — — —
 He schull by siens glyken blyven;
 Wy kahmt also wyt as hee.
 Ick kann lesen, recknen, schrieven!
 Dat is noog, woll gar vār dree.

— — — — —
 Ick heb söß un dartig Keue,
 Ick heb Perde, Schaap un Schwien,
 Husraht, Roggen, Kohrn un Heue,
 Un tor frouw myn gladde Trien,
 Jung Veh, Kalver, Sammer, Varken,
 Broder! sing eens: Heidideldum!
 Wult du mit na Rumpelskarfen?
 Wult du mit? so kumm! so kumm!”

u. s. w.

(Siehe das Gedicht in der Auswahl Nr. 9.)

Kräftig aber setzt er sich gegen seine Widersacher zur Wehr. Von dem Werte seiner Dichtungen ist er fest überzeugt. „Ich habe zwar von Jugend auf,“ sagt er, „eine große Lust zum Dichten gespüret, und auch manches Lied, so es mir geraten wollen, zu meiner Vergnügung gesungen, allein davon etwas kund zu machen, und dem Neide zu ungleichen Urteilen Anlaß zu geben, habe ich mir niemalsen träumen lassen. Nun es aber so weit gekommen ist, daß mir solches fast unvermeidlich gewesen, so sage ich frei heraus (allen denen zum Troße, die mit der liederlichen Opinion eingenommen sein, es könne von Nazareth nichts Gutes, oder von den Bauern gar nichts Vernünftiges kommen), daß ich mir zwar nicht die ungereimte Ein-

bildung mache, was Ungemeines in der Poesie leisten zu können; hergegen auch dieses als eine Wahrheit zu behaupten traue, daß ich mich vermögend befinde, etwas besseres darin zu leisten, als mancher, der außer Füße zählen, und Reimenschmieden, nichts weniger als Poesie versteht. Der oft die Hochzeiten so lächerlich becarmet, daß der, so es liest, sich einen Buckel, größer als des barbarischen Duc de Luxemburg seiner soll gewesen sein, lachen möchte. Und bei den Leichbegängnissen solche erbärmliche Lamenta aus dem Schatzkasten seines poetischen Gehirns herausschüttelt, daß auch selbst ein Democritus der kläglichen Einfälle wegen zum Weinen bewogen werden sollte. Wie sich dann, mancher Patron und Gönner mit solchen gar zu gemeinen nichts werten Siebensachen beehren, wo nicht vielmehr beschweren lassen muß."

Oft und gern weist er hin auf das Lob, das die „Leipziger gelehrte Zeitung“ ihm spendet hat. Er fühlt sich „beinahe verewigt“ und dichtet einen Dankesgruß „an die Herren Verfasser der Leipziger Gelehrten Zeitung“. Er teilt ihnen darin seinen ganzen Bildungsgang mit und verschweigt nicht seine Absicht, noch die französische Sprache zu erlernen:

„Verleiht der Himmel mir noch etwas Frist zu leben,
Und unser Christian ein Stückchen Brod mit Ruh,
So werden Lilien mir auch noch Honig geben,
So hört mein Fleiß dereinst den Seine-Schäfern zu.
Damit ein Boileau, Corneille und Racine
(Die Leipzigs Critik rühmt) mir auch zum Muster diene.“

Er giebt auch der Hoffnung, die ihn aufrecht hält, Ausdruck:

„So wird mich hoffentlich mein schon beliebtes Singen
Aus meiner Dürftigkeit, aus meinem Staube bringen.“

Daß diese Hoffnung eine vergebliche war, ist schon erwähnt worden.

Bei seinem arbeitseligen und mühsamen Leben hat er den Humor nicht verloren, der uns allerdings nicht selten in einer Form entgegentritt, die heute nicht mehr genießbar ist. Von

seiner großen satyrischen Begabung geben „Treuholds, eines westphälischen Bauern, unruhige Grillen“ das beste Zeugnis. Da wird uns unter anderem des Pasquini Bibliothek vorgeführt und wir sehen dort auch die nachfolgenden Bücher:

„Des Patriarchen Josephs Traumbuch, mit Noten erläutert. Ad modum Minellii. Die 25ste Auflage. Allen, die auf Träume achten, zu besonderm Nutzen. Weil aber die Mirjam das Manuscript aus ihrem Bündel ins rote Meer fallen lassen, und dasselbe also an vielen Orten naß und unleserlich geworden, daher im Abdrucke viele Lücken hinein gekommen sein; so werden die Liebhaber das Meiste wohl erraten müssen. Gedruckt im großen Babel, in des Königs Nebufadnezars Hofbuchdruckerei.“

„Die weibliche Verschwiegenheit, unter dem Bilde der Gänse und einer Klappermühle schön gezeiget, und mit der Historie des römischen Papiirii genugsam erwiesen.“

„Die Geige der Wahrheit, wovon man dem, der sie gebrauchet, den Fiedelbogen um die Ohren schlägt“ zc.

Unter den Reliquien, die Treuhold im Traume sieht, werden die folgenden aufgeführt:

„Des Herrn Pontii Pilati Richterstuhl, des Nimrods englische Jagdpeitsche, des Noäh Schiffcompaß zc.“

Nimmt man nun noch hinzu, daß der Butjadinger Bauernpoet auch eine Reihe innig empfundener geistlicher Lieder¹⁾ verfaßt hat, in denen der Dichter, der sich übrigens in den andern Gedichten als streitbarer Lutheraner zeigt, seinem Christenglauben warmen Ausdruck giebt, so muß man gestehen, daß die

¹⁾ Unter den zeitgenössischen Dichtern geistlicher Lieder ist zu merken Pastor J. N. Eccard zu Osternburg (Geistliche Kirchenarien. Oldenburg 1717); seine Gemahlin Magdalene Eccard geb. Bornhold dichtete sowohl in hochdeutscher, wie in niederdeutscher Sprache. Einzeldrucke ihrer Dichtungen finden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek.

Begabung Janßens so echt und so vielseitig war, daß der Dichter es wohl verdient, zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht zu werden.

3. Hinrich Janßen als niederdeutscher Dichter.

Das Niederdeutsche war bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts die Schul- und Kirchensprache in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Seitdem verlor es an Einfluß und Einsehen. Im 18. Jahrhundert war es für scherzhafte Gelegenheitsgedichte noch beliebt. Einen künstlerischen Wert besitzen derartige Erzeugnisse nicht. Dagegen sind sie für den Kulturhistoriker und Sprachforscher nicht ohne Bedeutung.¹⁾ Sie stehen auf derselben Stufe, wie die niederdeutschen Gelegenheitsgedichte, die in jener Zeit in anderen Gegenden Niederdeutschlands entstanden.

Janßen, der die literarischen Erscheinungen nach Kräften im Auge behielt, konnte es nicht entgehen, daß die gepriesensten Dichter jener Tage, unter anderen auch Brodes, sich gelegentlich der niederdeutschen Sprache bedienten. Dieser Umstand und der Beifall, den so manche der damaligen Tagespoeten durch ihre Dialektdichtungen erwarben, mußte ihn veranlassen, sich ebenfalls gelegentlich des Dialektes zu bedienen. Was ihn aber über die meisten Dialektdichter jener Zeit — und zwar nicht nur über die oldenburgischen — erhebt, das ist außer seiner großen Formgewandtheit der Umstand, daß er nicht nur

¹⁾ Dem Verfasser lagen oldenburgische niederdeutsche Gedichte in Einzeldrucken vor aus den Jahren 1728, 1729, 1733 und 1734. Ueber die niederdeutsche Dichtung jener Tage vergleiche weiter: C. F. Weichmann, Poesie der Niedersachsen. Hamburg 1721—1733. Band 1 S. 138 und 149, Band 2 S. 10, 27, 51, 173.